

Jana Frey



Rückwärts ist kein Weg

Schwanger mit 14

Kamera, und nach und nach war ihm anscheinend ein Verdacht gekommen.

Als ich mittags nach Hause kam, schaute mich meine Mutter ernst an. Sie sah blass aus. „Du darfst sie behalten, Lilli“, sagte sie. „Pass gut darauf auf. Dein Vater sagt, es ist die kostspieligste Kamera, die er je besessen hat.“

Ich nickte, ging in mein Zimmer und holte den schweren schwarzen Fotoapparat aus der schwarzen Tasche. Vorsichtig sah ich durch das Objektiv. Durch mein offenes Fenster betrachtete ich so den Himmel.

Und plötzlich waren die Krähen wieder da, der ganze Schwarm. Und er zog schwarze Kreise am hellen Himmel. Ich knipste eine Menge Bilder, mitten hinein in den angefangenen Film meines Vaters. Die Krähen schossen hin und her, bis sie auf einmal in alle Richtungen auseinander stoben wie Asche im Wind.

Und wieder blieb nur ein einzelner Vogel übrig, der langsam davonflatterte.

Behutsam fotografierte ich ihn – mit dem einzigen Geschenk, das ich von meinem Vater bisher bekommen hatte.

4

In der darauf folgenden Woche telefonierten meine Eltern ein paarmal miteinander. Ich bekam mit, dass sie manchmal stritten, dass die Stimme meiner Mutter manchmal eisig klang, manchmal aber wieder ganz normal, und einmal lachte sie sogar kurz auf. Und wieder ein paar Tage später zeigte mir meine Mutter einen Kontoauszug ihrer Sparkasse, auf dem ich schwarz auf weiß nachlesen konnte, dass mein Vater jetzt endlich Alimente für mich zahlte.

„Diesen Wisch sollte ich mir eigentlich einrahmen und an die Wand hängen“, murmelte meine Mutter zufrieden und ging zurück zu ihrem Haus-Kunstwerk.

Ich ließ den Film aus der Kamera meines Vaters entwickeln und war enttäuscht, als ich tags darauf die Fotos in Händen hielt. Keines meiner Krähenbilder war etwas geworden, dabei hatte ich siebzehn Aufnahmen gemacht, aber auf allen siebzehn Fotos war nur grauer Himmel mit dunkelgrauen Schatten zu erkennen. Und die Aufnahmen meines Vaters waren ebenfalls enttäuschend. Neunzehnmal hatte er die Straße, in der er wohnte, geknipst.

„Was hat er sich dabei bloß gedacht?“, fragte Annalena, die mich zusammen mit Viktoria zum Fotoshop begleitet hatte.

„Neunzehnmal das gleiche Bild“, sagte auch Viktoria kopfschüttelnd und legte die Straßenbilder gelangweilt auf meinen Schreibtisch.

Annalena und Viktoria waren an diesem Nachmittag bei mir zu Besuch, weil wir uns zusammen den Kopf über unsere Kunstunterricht-Hausaufgabe zerbrechen wollten. Unsere Kunstlehrerin hatte uns vor ein paar Tagen eröffnet, dass wir im zweiten Schulhalbjahr nur eine einzige Hausaufgabe bekämen.

„Ihr habt also fast fünf Monate Zeit dazu“, hatte sie erklärt. „Denkt über euch selbst nach, und erschafft etwas, was mit euch zu tun hat, was euch wirklich am Herzen liegt, was eure Wünsche, Gedanken, euer Leben widerspiegelt. Ihr könnt malen, zeichnen, Musik machen, Theater spielen ... Was auch immer euch einfällt.“

Die Reaktionen unserer Klasse auf diese Hausaufgabe waren ganz unterschiedlich ausgefallen. Manche fanden die Idee gut und manche schauten eher lustlos und ratlos und gelangweilt vor sich hin. Ich dachte an die vielen Kunstwerke, die sich in unserer Wohnung türmten, und Viktoria schien dasselbe zu denken.

„Du hast es gut, du kannst dir eigentlich einfach eines der irren Wesen deiner Mutter schnappen und in der Schule abladen. Das merkt Frau Bartolotti doch nie und du kriegst bestimmt eine gute Note“, flüsterte sie mir leise zu.

Ich schüttelte den Kopf. Erstens war meine Kunstlehrerin ein treuer Fan meiner Mutter und besuchte ihre sämtlichen Ausstellungen – und zweitens hatten die Kunstwerke meiner Mutter mit dem, was in mir vor sich ging, gar nichts zu tun. Ich war nicht so laut, so bunt und so verrückt wie meine Mutter, das spürte ich plötzlich.

Und darum saßen Annalena, Viktoria und ich an diesem Nachmittag in meinem kleinen Zimmer und überlegten. Meine Mutter war noch im Krankenhaus und darum war es angenehm still in der Wohnung.

„Okay, ich weiß, was ich machen werde“, sagte Annalena schließlich als Erste. „Ich schreibe ein Stück über ein Mädchen, das mitten in New York wohnt und dessen Mutter im World Trade Center arbeitet. Das Ganze spielt am 11. September 2001, und das Mädchen sitzt alleine zu Hause und verfolgt den ganzen Wahnsinn, der da passiert, im Fernsehen und wartet voller Panik darauf, wann ihre Mutter zurückkommen wird – oder ob sie vielleicht tot ist ... Ein Theatermonolog, versteht ihr?“

Annalena schaute erst mich und dann Viktoria an.

„Keine schlechte Idee“, sagte Viktoria anerkennend. Ich nickte und erinnerte mich daran, wie es damals gewesen war, als sich in New York diese Katastrophe abgespielt hatte und Annalena den ganzen Tag lang Angst um ihre Tante gehabt hatte, die in der Nähe des World Trade Centers ihr Büro hatte.

„Und ich werde über Frau Strupp und Herrn Kasimir berichten“, sagte Viktoria gleich darauf und warf sich bäuchlings auf mein Bett. Sie stopfte sich mein Herzkissen unter das Kinn und lächelte uns zu. Frau Strupp und Herr Kasimir waren Viktorias Meerschweinchen, denen sie einen wahren Meerschweinchenpalast gebaut hatte, bevor sie letztes Jahr begonnen hatte, Meerschweinchen zu züchten. Seitdem tummelte sich in Viktorias Zimmer eine immer größer werdende Meerschweinchenfamilie und Viktoria verbrachte jede freie Minute mit ihnen.

„Und was machst du?“, fragte Annalena mich.

Ich zuckte ratlos mit den Schultern und zupfte einen ganzen Berg Wollflusen aus meinem Flokatiteppich.

Am Abend erzählte ich meiner Mutter von Frau Bartolottis Kunsthausaufgabe. Annalenas World-Trade-Center-Monolog fand ihre Anerkennung, aber Viktorias Meerschweinchen-Projekt tat sie mit einem irritierten Achselzucken ab. Damit hatte ich gerechnet. Bei meiner Mutter musste eben immer alles spektakulär sein, Aufsehen zu erregen war eines ihrer Lebensmottos.

„Und was machst du?“, fragte sie mich dann, genau wie Annalena und Viktoria mich gefragt hatten.

„Ich weiß nicht“, murmelte ich und ging ins Bett. Dort lehnte ich mich gegen mein Herzkissen und betrachtete mir noch einmal die neunzehn Straßenbilder, die mein Vater geknipst hatte. So ganz und gar gleich waren sie eigentlich gar nicht. Auf manchen regnete es, auf anderen schien die Sonne, manchmal war der Gehweg nass und glänzte, auf anderen war der Boden trocken und stumpf. Einmal fiel gefächertes Licht durch einen der drei Bäume, die man auf dem Foto sehen konnte – das sah schön aus.

Mein Vater musste beim Fotografieren immer exakt an derselben Stelle gestanden haben.

Auf einem Bild sah man eine alte Frau von hinten und auf einem anderen eine alte Frau von vorne. Ob es dieselbe Frau war? Ob ich meinen Vater das fragen konnte? Konnte ich ihn so einfach anrufen? Jetzt sofort? Wir hatten schließlich noch nie miteinander telefoniert. Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr. Es war schon fast zehn. Ob ich um zehn Uhr abends einfach bei ihm anrufen konnte, nur um ihn zu fragen, ob die alte Frau auf dem Foto, einmal von hinten und einmal von vorne geknipst, dieselbe war? Das war doch idiotisch und völlig verrückt. Ich runzelte die Stirn.

Aber ich konnte ja vielleicht stattdessen fragen, warum er überhaupt diese Straßenbilder geknipst hatte. Aber dann würde er eventuell auch über seine Kamera mit mir reden wollen, die ich einfach so mitgenommen hatte.

Nervös knipste ich mein Nachttischlicht an und aus und wieder an und wieder aus. Nein, ich würde ihn nicht anrufen. Ich würde warten, bis er sich bei mir meldete.

Aber das tat er nicht.

In den nächsten Wochen jedenfalls nicht. Dabei wartete ich jeden Tag auf seinen Anruf. Aber das erzählte ich keinem. Und zwei Wochen später schrieb ich auf den großen Wandzettel, den Frau Bartolotti in unserem Klassenzimmer an die Wand neben der Tür gehängt hatte, unter die Überschrift *Vorläufige Beschreibung meiner Kunstprojektarbeit:* „Fotos aus meiner Straße (Lilli Milewski).“

Und so lernte ich David kennen.

In einer Buchhandlung kaufte ich mir ein Buch über *Fotografieren* und las es von vorne bis hinten durch. Ich untersuchte vorsichtig die unterschiedlichen Objektive, die ich in der Kameratasche gefunden hatte, und ließ mir in einem Fotoladen erklären, wie ich die Kamera bei unterschiedlichen Lichtverhältnissen einzustellen und worauf ich sonst zu achten hatte.

In der letzten Februarwoche ging ich mit der Kamera aus dem Haus und die Straße hinunter. Ich lief bis ans Ende der Straße und dann auf der gegenüberliegenden Straßenseite wieder zurück. Ich drehte mich nach allen Seiten und ab und zu ging ich sogar rückwärts. Unsere Straße war lange nicht so schön wie die Straße, in der mein Vater wohnte. Hier gab es kaum einen Baum, und die Häuserfassaden waren unscheinbar und einheitsgrau. Irgendwann ging ich zurück zu unserem Haus. Ich lehnte mich an die kleine Mauer, hinter der die Mülltonnen standen, und warf einen prüfenden Blick durch die Kamera. Ich sah ein Stück Gehweg, einen kahlen Baum, eine grau getigerte Katze, die halbe Fensterfront unserer kleinen Bäckerei und ein Stück Bushaltestelle davor. Auf dem Boden lag verloren der Prospektteil einer Tageszeitung und der Februarwind blätterte ab und zu darin herum.

Ich runzelte die Stirn. Was würden wohl die anderen dazu sagen, wenn ich zum Schuljahresende ungefähr hundertfünzigmal diese Ansicht präsentieren würde? Da war ja sogar Viktorias Merschweinchenzucht spannender.

Das Klicken des Auslösers hörte sich schön an, schöner als das Bild, das dadurch entstand.

Vielleicht sollte ich mir doch ein anderes Kunstprojekt ausdenken. Prüfend sah ich auf die Uhr. Es war kurz nach halb drei. Und der zwanzigste Februar. Morgen, am einundzwanzigsten Februar um kurz nach halb drei würde ich wieder hier sein. Ich schaute zu meinen Füßen hinunter und merkte mir genau, wo ich stand.

Und am nächsten Tag stand ich wieder an derselben Stelle und machte ein Foto.

Und am übernächsten Tag wieder.

Und am überübernächsten Tag verschob ich sogar ein Treffen mit Viktoria, nur um kurz nach halb drei mein Foto zu machen. An diesem Tag goss es in Strömen und der Gehweg glänzte und war übersät von aufklatschenden Regentropfen.

Am fünfzehnten März wurde ich vierzehn. An diesem Tag knipste ich mein vierundzwanzigstes Bild. Ich schaute prüfend durch den Sucher, sah den Baum, der sich jetzt jeden Tag veränderte, sah den Gehweg, auf den die Sonne schien und dort ein paar dünne Schatten tanzen ließ, ich sah das Schaufenster der Bäckerei und die Haltestelle mit der blauen Wartebank. Und ich sah einen Jungen, der mit einem grünen Rucksack über der Schulter und Kopfhörern dort saß. Er wippte im Takt der Musik, die nur er hören konnte. Ich drückte auf den Auslöser und im selben Moment sah der Junge zu mir herüber. Schnell drehte ich mich um und ging zurück ins Haus. Oben warteten meine Mutter, Bernhard, Annalena und Viktoria.

Von meinem Vater war eine Postkarte aus Irland gekommen, wo er mit seiner Familie gerade Urlaub machte. *Alles Liebe zum Geburtstag!*, stand darauf. *Wenn wir wieder zurück sind, hast du einen Wunsch bei uns gut!* Und darunter stand *Paul und Anne*.

Ich runzelte die Stirn, als ich das las. *Paul und Anne* klang so distanziert. Aber *Papa* oder *dein Vater* hätte auch merkwürdig geklungen.

Weil ich keine eigenen Großeltern hatte, bekam ich jedes Jahr ein Päckchen von Annalenas Stiefuroma. Dieses Jahr schickte sie mir einen Bildband mit Fotografien von berühmten Fotografen und zehn leere Filme zum Verknipsen. Das letzte Mal, als ich sie mit Annalena besucht hatte, hatte ich meine Kamera mitgenommen und auch eine Aufnahme von den beiden gemacht.

„Was wirst du dir von deinem Vater denn wünschen?“, fragte meine Mutter, als sie die Postkarte gelesen hatte.

Ich zuckte mit den Schultern.

„Lass dir doch deine Fotoentwicklungen von ihm bezahlen“, schlug Viktoria vor. „Die können ganz schön ins Geld gehen.“

„Keine schlechte Idee“, sagte Bernhard und überreichte mir eine CD der *No Angels*, die ich mir gewünscht hatte.

Den ganzen Tag schien die Sonne, und obwohl es windig war, war es nicht kalt. Am